

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 158.

Posen, den 13. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck unterlagt.)

„Aber die Zeit ist da!“ rief da Souza aus. „Jetzt, wo wir es so weit geschafft haben, arbeitet Julie gegen uns. Sie wird gerötete Augen bekommen und verdrießlicher Stimmung sein. Sie wird nicht im geringsten verführerisch aussehen. Du mußt mit ihr reden, mein Schatz.“

„Ich werde sie sofort aufsuchen.“ Frau da Souza erhob sich in voller Majestät. „Aber, Hiram, es gibt etwas, das ich wissen möchte.“

„Oh, Ihr Frauen! Ihr wollt immer alles wissen.“

„Die meisten Frauen, Hiram, ich aber nicht! Gebe ich mir je Mühe, hinter deine Geschäftsgeheimnisse zu kommen? Aber dieses Mal — ja, es würde gescheiter sein, mich etwas aufzuklären.“

„Worüber?“

„Trent hat uns eingeladen, doch ist es klar, daß unsere Gesellschaft ihm nicht behagt. Er gibt sich große Mühe, uns loszuwerden. Es gelingt ihm, er ist fest entschlossen, uns nicht mehr aufzunehmen. Du sprichst einige Minuten mit ihm — und alles ist wieder wie vorher. Er beachtet Julie kaum, spricht mit Verachtung von einer Ehe, und doch behauptest du, er wird sie heiraten — er, ein Millionär. Was bedeutet das alles, Hiram?“

„Der Mann ist in meiner Macht,“ erklärte da Souza vielsagend und bedeutungsvoll. „Ich weiß etwas von ihm.“

Da stand sie auf und drückte einen feierlichen Kuß auf seine Stirn. Es lag etwas Ehrfurchtvolles in der Lieblosung.

„Hiram, du bist ein wunderbarer Mensch!“

XIV.

Scarlett Trent verbrachte den ersten Teil des Vormittags, den er so inbrünstig erwartet, in seinem Arbeitszimmer. Die Tür hatte er verriegelt, um nicht gestört zu werden. Ein heftiger Schicksalschlag war ihm zugefügt worden, und zwar von dem Mann, den er von allen, mit denen er zu tun hatte, am meisten verabscheute und verachtete. In der halbgeöffneten Schreibtischlade neben ihm schimmerte der Lauf eines Revolvers. Er holte ihn hervor, legte ihn neben sich und starrte wie gebannt darauf. Wenn er es nur ungestraft hätte tun können! Wenn er nur einen Augenblick mit da Souza Aug' in Auge in Bekwando gestanden hätte, wo ein Menschenleben nicht viel galt und das Töten eines Menschen ein kaum beachtetes Ereignis war. Dort war es sehr leicht — hier aber gefährlich. Mit einem bedauernden Seufzer warf er die Waffe in das Schubfach zurück, in dem Augenblick, als da Souza an die Tür klopfte.

„Sie haben mich rufen lassen,“ sagte er, als Trent ihn einließ. „Ich bin bereit, alles zu beantworten, was Sie noch wissen wollen.“

„Antworten Sie mir dann auf diese Frage,“ war die barsche Erwiderung. „Vor unserer Abreise nach England wurde mir in Bekwando ein Brief entwendet. Ich brauche wohl nicht zu fragen, wer der Dieb war.“

„Wirklich, Trent — ich — ich!“

„Machen Sie mich nicht rasend. Es wäre gefährlich in diesem Augenblick. Sie haben ihn gestohlen. Jetzt ist es mir auch klar, warum. Haben Sie ihn noch?“

Da Souza zuckte die Achseln. „Ja.“

„Her damit.“

Da Souza holte ein großes Portefeuille aus der Tasche und brachte nach langem Suchen ein Kuvert zum Vorschein. Die Schrift darauf war zittrig und unregelmäßig, dazu so schwach geschrieben, daß Trent selbst im hellen Tageslicht Mühe hatte, sie zu entziffern. Er riß den Umschlag auf, dem er einen halben Bogen groben Briefpapiers entnahm. Es war ein Brief des Mannes, den er schon seit langem tot gewähnt hatte.

Bekwando.

„Lieber Trent,

ich habe wieder getrunken — wie gewöhnlich. Manche Menschen sehen Schlangen und Mäuse, ich aber habe den Tod in den dunklen Winkeln dieser schmutzstarrenden Hütte mich belauern sehen, und der Tod ist ein unangenehmer Gast für Menschen, die ein derartig schlechtes Leben wie ich geführt haben. Nur eins noch wollte ich Ihnen sagen: Ich glaube nicht, nein, ich nehme so gut wie sicher an — nicht lebend aus diesem verruchten Sumpfsgebiete zu gelangen. Wenn Sie durchkommen, und das werden Sie bestimmt, habe ich noch einen Auftrag für Sie. Der Vertrag, den wir miteinander abschlossen, ist eigentlich nicht ganz gerecht für beide Teile, nicht wahr? Als ich ihn unterschrieb, wußte ich nicht, was ich tat. Aber ich verlasse mich darauf, daß Sie tun werden, was recht ist. Wenn das Unternehmen etwas abwirft, dann schreiben Sie doch einen gewissen Anteil auf meinen Namen und lassen Sie ihn meiner Tochter zukommen. Ihre Adresse werden Sie von dem Notariatsbüro Harris Cullom, Vincols Inn Fields, erfahren. Sie brauchen sich nur nach Mantys Tochter zu erkundigen und dort diesen Brief vorzuzeigen. Sie sind hartherzig, Trent, aber trotzdem halte ich Sie für einen ehrlichen und rechtschaffenen Menschen und verlasse mich darauf, daß Sie meinen Wunsch erfüllen. Alles Gute.

Ihr Monty.“

Da Souza hatte unauffällig das Zimmer verlassen. Trent las den Brief noch einmal durch und verschloß ihn in seinem Schreibtisch. Darauf steckte er sich seine Pfeife an und klingelte.

„Sagen Sie Herrn da Souza, daß ich ihn sofort zu sprechen wünsche,“ befahl er dem Diener, und obwohl die Aufforderung etwas gebieterisch für einen Hausherrn an seinen Gast klang, tauchte da Souza ein wenig später mit verschmühtem und scheinbar heiterem Gesicht auf.

„Schließen Sie die Tür,“ sagte Trent kurz.

Der Portugiese gehorchte mit unveränderter Bedenwürdigkeit, von Trent mit unverhehltem Abscheu

gemustert. Der andere bemerkte den Blick und fühlte sich veranlaßt, dagegen zu protestieren.

„Mein lieber Trent, ich halte Ihr ganzes Benehmen gegen mich für nicht sehr angebracht. Sie tun, als ob ich Ihr Angestellter und nicht Ihr Gast wäre.“

„Sie haben sich selbst eingeladen,“ gab Trent barsch zurück. „Wenn Ihnen meine Handlungsweise nicht paßt, können Sie gehen. Ich muß Ihre Anwesenheit so lange dulden, bis ich mir darüber schlüssig geworden bin, wie ich Sie los werde. Aber ich will Sie so wenig wie möglich sehen, verstanden?“

Da Souza hatte verstanden, und der getretene Wurm krümmte sich. Er ließ sich in einem bequemen Sessel nieder.

„Sie sind sehr übler Laune, lieber Freund. Das ist durchaus falsch von Ihnen. Hören Sie zu. Sie sind meiner Gnade ausgeliefert, wie Sie wissen. Ich brauche morgen nur nach der City zu gehen und da und dort ein Wort über einen gewissen alten Herrn — dessen Namen ich nicht zu nennen brauche — fallen lassen, und in weniger als einer Stunde sind Sie ruiniert. Außerdem würden Sie höchstwahrscheinlich wegen Schwindels und Betruges verhaftet werden. Das von Ihnen errichtete Syndikat war allerdings eine Glanzleistung, und es war sehr gerieben von Ihnen, mich hierbei aus dem Spiel zu lassen. Wie die Sachen aber jetzt stehen, wird gerade das Ihr Untergang sein. Man wird fragen, weshalb ich nicht an der Sache beteiligt bin, und die Antwort — nun, die wird sehr deutlich ausfallen. Ich wußte, daß Sie etwas verkauften, worüber Sie kein Verfügungsrecht besaßen.“

„Ich habe Sie aus dem Spiel gelassen,“ sagte Trent wegwerfend, „weil ich es mit Persönlichkeiten zu tun hatte, die von der ganzen Sache die Finger gelassen hätten, wären Sie daran beteiligt gewesen.“

„Wer wird das glauben,“ grinste da Souza. „Man wird sagen: Ein neues Märchen des Hexenmeisters Scarlett Trent.“

Trent holte schwer und mühsam Atem. In seinen Augen glühte ein gefährliches Feuer. Doch da Souza wich nicht. Er hatte allen Mut zusammengerafft.

„Sie glauben, daß ich mit Rücksicht auf meine eigenen Interessen nichts sagen werde,“ fuhr er fort. „Sie haben nicht so ganz Unrecht, doch vergessen Sie nicht, daß ich über mehr Geld verfüge. Ich bin auch ohne meinen sechsten Anteil an der Bekwando-Gesellschaft, die Sie mit dem Syndikat börsenfähig machen wollen, reich genug. Aber ich habe keine Lust, mein Geld fortzuwerfen. Daher mache ich Ihnen einen annehmbaren Vorschlag. Meine Tochter Kullie ist ein reizendes Mädchen. Ich bin überzeugt, daß Sie der gleichen Meinung sind. Heiraten Sie sie, dann sind wir durch Familienbande miteinander verknüpft. Unsere Interessen sind dann die gleichen, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich sie wahren werde. Was sagen Sie dazu? Ist das kein freundschaftlicher Vorschlag?“

Eine Minute lang entlockte Trent seiner Pfeife dicke Rauchwolken. Dann nahm er zum zweitenmal den Revolver aus der Lade und hielt ihn lose zwischen den Fingern.

„Da Souza, hätte ich Sie nur fünf Minuten in Bekwando, die Angelegenheit würde schon eine befriedigende Lösung finden. Abgefeimter Schurke. Verlassen Sie mein Zimmer so schnell wie Ihre Beine Sie tragen können. Der Revolver ist geladen, und ich bin meiner nicht mehr ganz Herr!“

Da Souza verschwand mit erstaunlicher Hast. Trent stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war noch viel von der ungezähmten Natur des primitiven Menschen in ihm. In diesem Augenblick loderte es in ihm vor mordlüstiger Begierde. Seine Augen schossen Flammen, indes er ungestüm auf und ab ging. Der Firnis des Börsenspekulanten war geschwunden. Er war wieder der, der er früher im wilden Land gewesen, dort, wo die Menschen sich ihre eigenen Gesetze machten und ein Menschen-

leben weniger galt als die Sucht nach Gold. Die Atmosphäre des kleinen Zimmers beengte ihn. Er stieß die Verandatüren auf und trat in die von Wohlgerüchen erfüllte Morgenluft hinaus. Und so geschah es, daß er unerwartet und ohne jede Vorbereitung der Frau gegenüberstand, die er am vorigen Tage im Park getroffen hatte, als sie sich mit der Skizze seines Hauses beschäftigte.

XV.

Nichts anderes in der Welt hätte Scarlett Trent bestimmen können, so schnell aus einem Halbwilden wieder in einen den gesellschaftlichen Gesetzen unterworfenen Bewohner einer Villa in Surrey verändert zu werden. Vor ihrem offenen, fragenden Blick und dem ruhigen Gruß fühlte er sich zugleich beschämt und gedemütigt. Ohne Zweifel machte er in diesem Augenblick einen nicht gerade vorteilhaften Eindruck.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein,“ stammelte er mit einer linkschen Verbeugung, „hoffentlich habe ich Sie nicht erschreckt.“

Sie verzog leicht das Gesicht, jedoch ohne daß ihre Haltung unfreundlich wurde.

„Ein wenig allerdings,“ gab sie zu. „Ist es Ihre Gewohnheit, auf diese Art das Haus zu verlassen? Aufgeregt und halblaute Verwünschungen ausstößend?“

„Ich war sehr verstimmt,“ erklärte er. „Hätte ich geahnt, wer hier draußen sei, ich würde mich bestimmt beherrscht haben.“

Sie sah ihn leicht interessiert an.

„Eigenartig, ich hatte Sie bestimmt heute in glänzender Laune erwartet. Die Morgenblätter meldeten, daß Sie etwas ganz Besonderes in der City erreicht haben und, ich weiß nicht, wieviel Hunderte oder Tausende von Pfunden verdient haben. Als ich dem Chefredakteur die Skizze Ihres Hauses zeigte und ihm sagte, Sie hätten mir für heute ein Interview zugestanden, glaubte ich im ersten Moment, er würde mir sofort mein Gehalt erhöhen.“

„Es ist eher ein glücklicher Zufall als etwas anderes,“ antwortete er. „Ich befand mich bereits zweimal am Rande des Untergangs, und selbst jetzt noch kann es geschehen, obwohl ich Millionär bin.“

Sie musterte ihn aufmerksam — betrachtete seinen häßlichen Kammgarnanzug, seine braunen Stiefel, das energisch geschnittene Gesicht, die Augen, tief unter die gewölbte Stirn gebettet, die breiten Backenknochen, die ihm ein leicht gewöhnliches Aussehen verliehen, das durch den gut geschnittenen Mund und die schöne Stirn nicht ganz verwischt werden konnte.

Zur gleichen Zeit nahm er ihr Bild in sich auf, ihre schlank und zierliche Gestalt, tabellos gekleidet von den eleganten Schuhen bis zum Hut mit dem darunter hervorstechenden braunen Haar, das mit den kleinen Löckchen, die sich über der Stirn kräuselten, die Weiße ihrer Haut noch hervorhob. Trent war in vielen Dingen unbewandert; aber sein Geschmaç war von Natur aus unverbunden. Er war überzeugt, daß diese Frau einer Klasse angehörte, mit der er in seiner Herkunft und Erziehung wegen noch nie Berührung gehabt hatte — einer Klasse, von der er nichts wußte.

Sie begriff das ebensogut — doch ihr Interesse verminderte sich deswegen nicht. Er war einer der Mächtigen, die heutzutage die Welt regieren, die Königreiche erzittern lassen und das Schicksal der Völker verändern. Vielleicht war er für sie noch interessanter, weil er nach dem Begriffen der Welt nicht unter „Gentleman“ zu klassifizieren war. Er vertrat für sie einen Typus, ihr stets mehr oder weniger unwirklich — eine Macht ohne Erziehung. Sie hielt sich selbst gern, da sie ihre journalistische Arbeit ernst nahm, für einen Menschen, der den menschlichen Charakter studiert. Hier nun war ein Typus, der eines genauen Studiums wert war, ein Original, wie sie es in der Tat noch nie kennengelernt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Bemerkungen für die Reisezeit.

Von Egon Rosca.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen,“ heißt es in dem Liebe von Claudius, und dieses Lied hat ein Dichter erdacht, der noch nicht in dem Zeitalter des Verkehrs lebte. Heutzutage reist beinahe jeder, und daher darf ich hoffen, daß die nachfolgenden Bitten und Anregungen für die Reisezeit auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben dürfen. Ich will nicht von einer einzigen Reise plaudern, sondern einige Anregungen äußern, die das Ergebnis verschiedener Reisen in Nord und Süd sind.

Der Leser folge mir freundlichst zunächst in eine gemütliche, einfache Dorfschenke, in der wir den Staub der Landstraße mit einem guten Landwein hinunterspülen. Natürlich erinnert nach dem Marsch auch der Wagon an seine Existenz, und ich erwäge, womit ich sein Mahnen stillen soll.

„Aber du wirst dir doch jetzt nicht das schöne Mittagessen verderben, das unser im nächsten Ort, in Aheim harri,“ bestimmen mich die Reisepartner und -partnerinnen, „in einer Stunde sind wir ja in Aheim!“

Gut! Ich lasse mich überreden! Wir brechen nach Aheim auf. „Herr Wirt, wie weit ist es dorthin?“

„Na, gute anderthalbe Stunde.“
Wir sehen uns flott in Trab und wandern eine halbe Stunde. Da kommt uns ein altes Mütterchen mit einem Tragkorb entgegen.

„Frauchen, wie weit ist es nach Aheim?“
„Na so gegen zwei Stunden mag es wohl noch sein!“
„I, was Sie da sagen! Na, wir gehen wohl schneller als Sie!“
So geht es dann weiter; nach einer halben Stunde treffen wir einen Buben.

„Wie weit ist es nach Aheim, mein Junge?“
„Wenn Sie hier quer durch den Wald gehen, zwanzig Minuten! Da können Sie sich aber leicht verlaufen! Hier die Straße 'rauf dauert es eine gute halbe Stunde.“

Fünf Minuten darauf kommt ein anderes Menschenkind des Weges, ein Städter auf Reifen.
„Wie weit ist es nach Aheim?“ rufen wir ihm schon von weitem entgegen.

„Eine tüchtige Stunde, meine Herrschaften!“
„Ja, aber eben sagte ja ein Bube: eine gute halbe Stunde!“
„Ja, der Junge hat schon ganz recht! Das Dach, das Sie dort schimmern sehen, ist Aheim; aber ich vermute, daß Sie, wie alle Fremden, nach dem einen menschenmöglichen Hotel von Aheim, nach dem Herrenhause wollen, und das ist gerade noch eine halbe Stunde von jenem Dach entfernt, nämlich am anderen Ende des langgestreckten Ortes.“

Nach mehr als zweieinhalb Stunden waren wir endlich im Herrenhause, wo uns die besten Gassen bereits von anderen Reisenden weggeessen waren.
Und die Moral von dieser Geschichte?

Als Till Eulenspiegel einmal von einem Manne, der mit einem Wagon auf einer Landstraße an ihm vorüberfuhr, gefragt wurde: „Wie lange fahre ich nach der nächsten Stadt?“, antwortete der weise Schalknarr: „Fahre zu!“, und als dann der Fuhrmann voll Unmut über diese kurze und ansehend grobe Antwort weiter fuhr, rief ihm Eulenspiegel nach: „Eine Stunde!“

„Na, warum habt Ihr mir denn das nicht gleich gesagt?“ fragte der Fuhrmann. „Weil ich nicht wußte, wie schnell Ihr fahrt!“ antwortete Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel hat vor Jahrhunderten gelebt. Aber die Welt ist seitdem nicht klüger geworden. Man findet in Reisebüchern, auf Wegweisern usw. die unglaublichsten Zeitbestimmungen. In einzelnen Gegenden Deutschlands wird die Zeit nach Wagentouren, in anderen nach Fußtouren berechnet, und die letzteren können sehr verschieden sein, je nachdem man den Weg bei heißem Wetter, in Mittagshitze, ermüdet und ermattet, oder rüstig dahinschreitend, in Morgenfrühe wandert. Und ebenso wird man stets durch die Zeitbestimmungen auf den Wegweisern dadurch getäuscht, daß sie die Zeit des Weges bis zum Anfang des Ortes angeben, der sich aber sehr weit hinstrecken kann. Der Wirt auf der Bergespitze, der die Reisenden nach oben locken will, hat eine ganz andere Zeitberechnung auf den Plakatafeln, die er im Tale anbringt, als andere Personen.

Eine andere Reisesfrage von großer Bedeutung ist diejenige über die Vorzüglichkeit oder Mannigfaltigkeit der Hotels. Es liegt in der Natur der Dinge, daß in der Regel mehr über die Mängel der Hotels geklagt wird, als deren Vorzüge gelobt werden. Das geht den Hotels nicht allein so; Mängel sind immer mehr in die Augen springend als Vorzüge.

Ich glaube aber, es wird im allgemeinen zu viel und mit Unrecht geklagt. Die Leute verlangen in der Regel zu viel von den Hotels. Sie wünschen es dort so behaglich zu haben, wie zu Hause. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Nein, sie verlangen oft sogar, im Hotel mehr als zu Hause zu haben. Leute, die gewöhnt sind, zu Hause zu Mittag Suppe, Braten, Gemüse und Kompott oder Salat und dann und wann auch einmal Fleischspeise zu essen, tun es im Hotel oder Restaurant nicht unter fünf und sechs Gängen. Das ist ja ganz schön und nett. Wer es haben kann, mag sich eben auf der Reise glücklich tun; aber er soll dann nicht räkonnieren, wenn solch ein Menük auch drei

Mark kostet, und wenn er in einem Restaurant für billigeren Preis speist, nicht darüber klagen, wenn das Essen nichts taugt. Ich kann wohl sagen, daß ich das Essen noch nie und nirgends zu teuer gefunden habe. Wo es viel kostete, war es auch — in der Regel wenigstens — dementsprechend gut, wo es ungewöhnlich billig schien, war es natürlich für mich ungenießbar, und niemals fand ich, daß, wo es wenig kostete und dementsprechend schlecht war, der Wirt es für den billigen Preis viel besser hätte liefern können.

Weit aber entspringen die Klagen über das schlechte Essen auf der Reise — wenn ich mich so ausdrücken darf — Provinzialismen der Kochkunst. „Wie kann man das nur essen!“ So, oder gar noch stärkere Kraftausbrüche, wie: „Wer kann solchen Fraß essen!“, höre ich nicht selten ausrufen bei Speisen, die mir als wahre Magenlabiale gelten. Der eine ist gewöhnt, sauer oder süß gefocht zu essen, was der andere im Salz zubereitet liebt. Eine mir befreundete Prager Dame klagte mir einst in beweglicher Weise vor, sie habe in Seringsdorf an der Table d'hôte „warmen Spargel mit kaltem Saß vorgesezt erhalten!“ Wie man so etwas essen kann!

Ich habe wieder gefunden und von anderen bestätigt erhalten, daß man in Böhmen selten Fleisch erhält, das wirklich mürbe ist und gute Soße hat, so gut auch im übrigen in Böhmen gefocht zu werden pflegt. Sülze, Gänseweissauer, „Eisbein“ — Spezialgerichte der Norddeutschen — sind vielen Süddeutschen ein Greuel, und ich werde niemals die Heiterkeit vergessen, die ich bei österreichischen Freunden erregte, als ich die Vorzüglichkeit der in Norddeutschland beliebten kalten Bier-, Wein- oder Obstsuppen in heißen Sommerlagen rühmte. „Suppe von Obst! Pfui Teufel! Wie kann man so etwas genießen!“ meinte man. „Das ist ja Simonabel!“

Man sieht also, die deutsche Zunge mag gleichlingen von der Essig bis an den Welt, den gleichen Geschmack aber hat sie nicht, und man soll daher recht nachsichtig sein, wenn es einem in der Fremde nicht so schmeckt wie daheim.

Mit anderen Anforderungen an die Hoteliers geht es ähnlich zu. Die einen verlangen das, was den anderen gerade lästig ist. Die einen verlangen vom Wirt, daß er sich unausgeseht um das Wohl seiner Gäste bekümmere, mit ihnen Ausflüge berate, sie auf den Besuch von diesem und jenem Aussichtspunkt aufmerksam mache, womöglich den dritten Mann beim Sat an Regennachmittagen abgebe, der andere wieder will so wenig wie möglich durch derartige Vertäulichkeiten und Zwanglichkeiten belästigt sein. Und wenn ich nun meine eigene Meinung über diesen Punkt hier äußern soll, so ist mir bei einem längeren Aufenthalt die erstbezeichnete Art des Wirtes lieber, und ich halte es für einen Mißgriff, irgendwo hineingeraten zu sein, wo ich weiter nichts bin, als eine Nummer, während ich wohl bei einem vorübergehenden Aufenthalt von zwei, drei Tagen das „Unbehelligtsein“ vorziehe. Man ist also nach meiner Ansicht nicht in allen Fällen gut daran, das größte und teuerste Hotel zu wählen, wo man ja doch naturgemäß mehr oder weniger nur eine Nummer ist oder dies sein kann.

Den Klagen über die teuren Preise dieser oder jener Hotels darf man auch nicht unbedingt trauen. Wenn ich in einem Hotel absteige, wo Millionäre zu wohnen pflegen, muß ich eben darauf gefaßt sein, daß auch demgemäß der ganze Zuschnitt des Hauses ist, und der Wirt eines solchen Hotels hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, durch solche Preise alle jene Gäste abzuschrecken, die weniger als ein paar Millionen besitzen, damit nur ja nicht einmal ein vornehmer Hotelgast in die Gefahr gerate, sich an der Table d'hôte in eine schöne Nachbarin zu verlieben, deren „Geldbeutel“ genannte Seele nicht ganz auf die seine gestimmt ist.

Also — Scherz beiseite! — ich meine, daß bei manchem vornehmen Hotel die Noblesse zu Preisen obligiert, über welche der nicht räkonnieren darf, der sie nicht zahlen kann. Da muß man vernünftigerweise resignieren und fern bleiben. Ebenso ist es nur ganz natürlich, daß in einem Hotel, das einsam auf einer Gebirgshöhe liegt, wo Schwären und selbst das Wasser mühsam hinaufbefördert werden müssen, teurere Preise sind als in einem größeren Orte, wo die Lebensmittel billig in Massen zur Verfügung stehen. Aber alles das sind Dinge, welche gar viele Leute nicht begreifen können oder wollen.

Sie räkonnieren selbst darüber, daß sie im Hotel jedes Stückchen Seife bezahlen müssen. Vor ein paar Jahren las ich in einem jüdischen Blatt eine längere Zuschrift eines Reisenden darüber, die dann von vielen anderen Zeitungen nachgedruckt wurde. Der betreffende Reisende verlangte, daß man in jedem Zimmer des Hotels auch ein Stück Seife vorfinde. Mich schaudert es bei dem bloßen Gedanken daran, mich mit einem Stück Seife waschen zu sollen, das vor mir irgend ein Fremder, der womöglich mit einer ansteckenden Hautkrankheit behaftet war, benutzte hatte. Ich würde doch ganz ergebenst mich dafür bedanken und würde mich doch lieber mit meinem eigenen, mitgenommenen Stückchen Seife waschen.

Ich führe das nur hier an, um zu zeigen, wie recht verschiedenartig die Wünsche der Reisenden sind, und wie schwer es daher für die Hoteliers ist, diese zu befriedigen.

Doch zum Schluß! Und den Schluß einer jeden Reise bildet der Einkauf der Reisegegenstände. Ach, das ist heutzutage eine

Arbeit! Freilich, in der Großstadt ist es ja leicht, da macht es sogar, wenn man einen gefüllten Geldbeutel hat, viel Vergnügen. Aber ich meine, es könnte einem wohl an diesen Orten etwas leichter gemacht werden, als dies bisher geschieht. Ueberall findet man dieselben und geschmacklosen Nichtigkeiten, in Bädern und Kurorten, jene kleinen, aus Knochen und Holz gefertigten Dinge mit Bilderchen, Perlmutter-Portemonnaies und die Miniatur-Opfergüter als Verloques und anderen Schnickschnack, den der Empfänger mit Schaudern in die Hand nimmt, und den der geschmackvolle Geber mit nicht geringerem Schauer überreicht und doch immer wieder schenken muß, weil auf dem Gebiete der Reisegeheim-Industrie so selten geschmackvolle Novitäten aufkommen.

Da ist nur eine Abhilfe möglich — einfach zu streifen und sich die Reisegeheimnisse zu schenken. Eine Freude bereitet man mit dem Trödel ja doch meist nur denen, welchen man sie abkauft, um die damit zu ärgern, welchen man die moralische Pflicht auferlegt, sich dafür bedanken zu müssen.

Goethe und der Seherlehrling.

Wie sich Goethe einmal von einem einfachen Seherlehrling belehren ließ, Korrekturen mit möglichst wenig Zeitverlust für den Seher vorzunehmen, darüber erzählt Friedrich Frommann, der Sohn und Nachfolger von Goethes Freund, dem Verlagsbuchhändler Frommann in Jena, folgende persönliche Erinnerung:

Wie man wissen will, wie sich Goethe zum sogenannten Volke gestellt hat, so frage man doch die Handwerker und Künstler, die für ihn gearbeitet, die Bauern, die mit ihm verkehrt haben, seine eigenen Dienstboten. Ich behaupte, alle, die in untergeordneter Stellung mit ihm zu tun gehabt haben, sind ihm von ganzer Seele ergeben gewesen.

Zum Beweise, wie er mit solchen umging, nur ein Beispiel: In den zwanziger Jahren wurden seine meisten Schriften in der Druckerei meines Vaters und Oheims gedruckt. Der Seherlehrling, der die Korrekturen zu bringen und zu holen hatte, mußte ihm das Technische des Satzes erläutern, und nachdem Goethe begriffen hatte, daß große Einschießel oder Streichungen viel Arbeit machen und den Satz verderben, bemühte er sich, bei seinen Korrekturen die geänderten Wendungen oder Worte in der Anzahl der Buchstaben möglichst dem ursprünglichen Satz anzupassen.

Denselben Lehrling, von dem er nicht verschmäht hatte, sich in das Verständnis der Buchdruckerkunst einführen zu lassen, lud er später nach Weimar zu sich ein, bewirtete ihn reichlich und ließ ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen.

Der Geiger.

Ein berühmter Geiger haßte es, wenn man während seines Spieles redete.

E einmal gab er vor Jar Nikolaus ein Konzert. Indes er spielte, unterhielt sich der Jar mit einer Dame. Sofort hielt der Geiger inne und hörte auf zu spielen.

Als man ihn fragte, warum er plötzlich sein Spiel unterbrochen habe, antwortete der berühmte Geiger:

„Wenn der Jar spricht, muß jeder schweigen.“

Der Blitzspeicher am Monte Genoroso.

Am Monte Genoroso bei Lugano sind drei deutsche Gelehrte, die Berliner Physiker Braß, Lange und Urban, mit Versuchen beschäftigt, die kein geringeres Ziel haben, als die während eines Gewitters in der Luft befindliche Elektrizität aufzuspeichern, in der Hoffnung, auf diese Weise Spannungen erreichen zu können, die bisher auf dem üblichen technischen Wege sich nicht haben erzielen lassen. Wenn auch die bei einem Gewitter auftretenden Energiemengen infolge der ungeheuer eindrucksvollen Entladungen vom Vaten im allgemeinen überschätzt werden, so sind doch die Spannungen, deren Ausgleich durch den Blitz herbeigeführt wird, außerordentlich hoch. Berechnungen, die freilich, was angeht die der zu messenden Kräfte verhältnißmäßig ist, auf unsicherem Boden fußen, haben für einen zwei Kilometer langen Blitz eine Spannung von 25 Millionen Volt ergeben. Aber da die dabei auftretenden Stromstärken 10 000 Ampère nicht übersteigen und die Zeitdauer eines Blitzes nicht mehr als $\frac{1}{100}$ Sekunde beträgt, ist die Gesamtenergie, die bei einer Blitzentladung zu gewinnen wäre, nur gering. Sie würde selbst bei einer Spannung von 25 Millionen Volt 700 Kilowattstunden kaum erreichen. Das ist, wenn man an technische Zwecke denkt, natürlich eine außerordentlich geringe Leistung.

Dagegen sind die bei Blitzentladungen auftretenden Spannungen für die Wissenschaft von allergrößtem Interesse. Die höchste bisher in der Technik benutzte Spannung beträgt etwa eine Million Volt. Schon die ersten Versuche am Monte Genoroso haben bei Funkenentladungen von 4,5 Metern Spannungen von 1,7 Millionen Volt ergeben, und es ist begründete Hoffnung vorhanden, durch Verbesserung und Erweiterung der Anlage bald zu einer Spannung von sechs Millionen Volt zu kommen. Mit Hilfe solcher Spannungen will man dann versuchen, an die Lösung des Problems der Atomzertrümmerung heranzugehen. Bis jetzt waren Atomzertrümmerungen nur in der Weise möglich, daß man Atome mit den beim freiwilligen Atomzerfall, also beim radioaktiven Prozeß freiwerdenden α -Strahlen bombardierte, da sie allein die zur Zertrümmerung der Atome nötige Energie besitzen. Ganz neue Wege für die Atomforschung aber würden sich

ergeben, wenn es gelänge, auf künstlichem Wege gleich wirksam Strahlen zu erzielen. Die Kanalstrahlen, die solche Atomstrahlen darstellen, bleiben bei den bisher üblichen Spannungen in ihrer Kraft so weit hinter der der radioaktiven Vorgänge zurück, daß mit ihrer Hilfe keine Atomzertrümmerung möglich ist. Das würde sich aber vermutlich ändern, sobald für die Kanalstrahlen Spannungen von einigen Millionen Volt zur Verfügung stehen.

Die Anlage am Monte Genoroso besteht, wie wir einem Aufsatz der von Paul Keller herausgegebenen ausgezeichneten Familienzeitschrift „Die Bergstadt“ entnehmen, aus einem metallenen Netz, das an sorgfältig isolierten Seilen zwischen zwei 600 Meter weit von einander entfernten Bergspitzen ausgespannt ist. Das Netz war groß genug, während eines Gewitters erhebliche Mengen der in der Luft befindlichen Elektrizität aufzuspeichern. Näherete man dem Netz einen mit der Erde verbundenen Leiter, so sprangen bei einer Entfernung von 4,5 Metern vom Netz Funken über, und zwar in der Weise, daß eine halbe Stunde lang ganz regelmäßig in jeder Sekunde eine Entladung stattfand. Die Aufladung des Netzes auf die Spannung von 1,7 Millionen Volt erfolgte also erstaunlich schnell. Die Forscher befanden sich während der Versuche in einem metallenen blitzsicheren Hause.

Aus aller Welt.

Eine Schlange, die Giftschlangen verflügt. In Brasilien lebt eine Schlange (Oxyrhopus cloelia), die von den Eingeborenen Mussurana genannt wird und die dadurch nützt, daß sie mit Vorliebe Giftschlangen, und zwar sogar die große und gefährliche Klapperschlange verschlingt. Beim Kampfe mit den Giftschlangen erhält die Mussurana natürlich jedesmal Giftbisse, allein selbst das schwere Gift der Klapperschlange schadet der tapferen Angreiferin nichts. Ihre Kampfweise besteht nach Pawlowsky darin, daß sie sich allmählich dem Halse der Gegenerin nähert, dann ihren Kopf packt und ihn so lange nach der einen Richtung dreht, bis die Halswirbel ausgereckt sind. Manchmal dauert ein solcher Schlangenkampf länger als eine Stunde, aber die Mussurana, die oft auch mit Schlangen kämpft, die anderthalbmal größer sind als sie selbst, bleibt fast immer Siegerin.

Trägt die Rose Dornen oder Stacheln? Bekanntlich heißt es im Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen“, aber für den Botaniker enthält dieses alte, hübsche Wort gleichwohl einen argen Fehler. Die spitzen Gebilde, die am Rosenstrauch sitzen, sind nämlich Stacheln und keine Dornen. Es besteht sogar ein ganz strenger Unterschied zwischen den Dornen und Stacheln der Gewächse. Durchschneidet man zum Beispiel eine der Spitzen, in die die unteren Zweige des wilden Birnbaumes auslaufen, so wird man den in der Mitte befindlichen Holzkörper von der äußeren Rindenzone sich deutlich abheben sehen. In diesem Falle spricht man von einem Dorn. Bei der Rose aber ist das spitze Ding ein Auswuchs des Rindengewebes, also im Gegensatz zu dem als ungebildeten Zweig geltenden Dorn nur ein Hauptgebilde und damit ein Stachel.

Vorsicht beim Obstessen. So vorteilhaft der Obstgenuß auf den Organismus des gesunden Menschen einwirkt, so sehr kann er ihn aber auch schädigen, wenn man des Guten zuviel tut. Nach den jüngsten Untersuchungen von Professor Gros liegt der Schaden in solchen Fällen gewöhnlich darin, daß dem Magen auf einmal zu große Mengen schlecht gefaulten Obstes zugeführt werden, worauf es dann zu einer Quellung des Mageninhalts und damit zu einer Überlastung des Darmes kommt. Als Folge hiervon stellen sich alsbald mehr oder weniger schwere Verdauungsstörungen ein, die sogar auch zum Tode führen können. Nach den genannten Untersuchungen erwiesen sich Kirschchen und Stachelbeeren als besonders stark quellungsfähig, namentlich dann, wenn im Magen gleichzeitig Wasser enthalten ist, da die Früchte diese Flüssigkeit an sich ziehen. Unmittelbar nach starker Muskelanstrengung oder Erhitzung soll man ebenfalls vorsichtig im Obstgenuß sein.

Rasieren und Haarwuchs. Ein amerikanischer Arzt hat sich die Mühe genommen, einen Beitrag zu der Frage zu liefern, ob häufiges Rasieren die Gesichtshaare veranlaßt, schneller zu wachsen. Er kam nach eingehenden Untersuchungen zu einer Verneinung und konnte außerdem feststellen, daß die Barthaare nicht regelmäßig wachsen, sondern sprunghaft und sich zwischendurch etwas Ruhe gönnen.

Fröhliche Ecke.

Das beste Zahnschmerzmittel. Der bekannte englische Schriftsteller E. Temple Thurston wurde einmal von seinem Freunde, dem jungen Bankier F. Smith, in der Straße angehalten. — „Nanu, du machst ja ein so böses Gesicht“, sagte der Bankier. — „Ich habe schreckliche Zahnschmerzen. Weißt du irgend ein Mittel?“ rief Thurston hervor. — „Solge meinem Räte und nimm keine Medizin“, sagte der Bankier. „Gestern hatte ich auch Zahnschmerzen, ging ich nach Hause zu meiner Frau, da gab sie mir einen Kuß und meine Zahnschmerzen waren wie mit der Hand weggenommen.“ — Thurston sann eine Weile, dann sagte er: „O, besten Dank für deinen Rat. — Sag mir, Freund, glaubst du, daß ich jetzt deine Frau zu Hause antreffen werde?“

Gott sei Dank. Karl Zudmeyer borgte sich einmal, als er noch keinen „Fröhlichen Weinberg“ besaß, von einem Bekannten zehn Mark, die er trotz vieler Wahnungen nicht zurückgab. Eines Tages trifft ihn sein Gläubiger Unter den Binden, hält ihn an und moniert ihn: „Ich frage jetzt zum letzten Male, ob Sie mir die zehn Mark zurückgeben wollen oder nicht?“ — Zudmeyer stößt einen Freudenjubel aus: „Gott sei Dank! Ein Glück, daß die alberne Fragerei endlich aufhört!“